



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Politische Reisebetrachtungen aus dem deutschen Süden

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Politische Reisebetrachtungen aus dem deutschen Süden



Der Norden und der Süden Deutschlands weisen ebenso wie die nördlichen und südlichen Landschaften Frankreichs einen in der geographischen Lage begründeten Unterschied auf, den weder die gemeinsame Geschichte noch die in Deutschland nur teilweise geschaffne politische Einheit haben verwischen können. Die Natur hat selbst durch die Bodengestaltung und das Klima merklliche Grenzen zwischen den Landstrichen gezogen, die auch auf die Bevölkerung nicht ohne Einfluß geblieben sind. Zwar sind die Bewohner Söhne desselben Stammes, aber dasselbe Blut wallt verschieden durch die Adern. Die dem Klima angepasste Lebensweise hat auch die Stammes sitten verändert. Der als Siedler in das nordöstliche Neuland gewanderte Süddeutsche ist zum Preußen und Pommern geworden, obwohl die Wiege seines Geschlechts vielleicht in Bayern oder Schwaben stand. Aber es besteht doch ein tiefer Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich. Der Norden Frankreichs ist germanisch wie Norditalien und ist später romanisirt worden, während in Deutschland Norden und Süden eine einheitlich geschlossene Bevölkerung aufweisen. Die Slawen des Nordostens sind völlig im deutschen Blute aufgegangen, denn außer Litauern, Polen und Wenden, die sich auch heute noch durch ihre Sprache im Reiche absondern, giebt es keine nur äußerlich germanisirten Slawen mehr. Der deutsche Bauer und der Ritter haben die frühern Überbleibsel der Slawenwelt völlig aufgesogen.

Aber politisch ist der deutsche Süden zerrissen. Die Schweiz und Tirol gehören fremden Staaten an, die mit dem Deutschen Reiche nichts zu schaffen haben. Die Schweiz ist sogar ganz offen deutschfeindlich gesinnt. Demgegenüber berührte der Ausspruch eines klerikalen Tirolers umso angenehmer: „Es giebt keine Tiroler, keine Bayern, nur Deutsche.“ Dieses Wunder, wie selbstverständlich es auch vom nationalen Standpunkt aus erscheint, hat Graf Badeni in dem Lande der stärksten Priesterherrschaft vollbracht, wo der vaterlandslose Klerus jederzeit die Kirche über das angestammte Volkstum gesetzt hat.

Der deutsche Süden führt noch immer ein Sonderleben. Das stete Hervorheben der eignen Stammesart und das zähe Festhalten daran sind Zeichen

deutschen Wesens, die ohne die gefährlichen politischen Folgen sogar als ein wesentlicher Vorzug des deutschen Lebens angesehen werden müßten. Aber ebenso, wie die Vielgestaltigkeit der Lebensäußerungen dadurch beeinflusst und gefördert wird, so ist sie auch die Ursache des verhängnisvollen deutschen Sondergeistes. Dieser Mangel an Gemeinsinn und an der Freude am Einheitsstaate, der das gesamte Deutschland von der Nord- und Ostsee bis an das Adriatische Meer umfaßt, ist der Fluch unsrer Geschichte, ja des ganzen Germanentums geworden. Nur der Deutsche hat den Deutschen mit dauerndem Erfolg in der Geschichte bekämpft. Die deutsche Langobardenherrschaft in Oberitalien stürzten Pippin und Karl der Große. Die Hohenstaufen, die Blüte des Kaisertums, fanden ihren Untergang an den Mauern der lombardischen Städte; denn das deutsche Bürgertum auf italienischem Boden vernichtete die ritterlichen Träger der deutschen Krone. Die alte Lombardei umfaßte in der ältern Zeit übrigens ganz Norditalien. Erst am Ende des Mittelalters aßen Savoyen von seiner kaiserlichen Lehnsgrafschaft Piemont aus und Venedig vom Küstenraume aus die Außenblätter der lombardischen Artischocke, wie die italienischen Geschichtsschreiber mit treffendem Gleichnis berichten.

Aber wir brauchen nicht dahin zu schweifen, was heute Fremde für uns ist. Auch auf noch deutschem Volksboden bietet sich dasselbe Schauspiel, ja innerhalb der neuen Reichsgrenze selbst. Bayern spricht von angestammter Staatsgefinnung im Gegensatz zum Reiche, das für den Süden noch immer das vergrößerte Preußen ist. Und doch hat erst Napoleon das moderne Bayern geschaffen! Schwaben und Franken sind dort die Mehrheit gegenüber den Bayern, die auch nie sämtlich dem Hause Wittelsbach unterthan waren. Es giebt also gar keine bayrische Sonderart im geschichtlichen und nationalen Sinne. Trotzdem läßt sich thatsächlich der Unterschied nicht leugnen, und die Abstimmung im Reichstage über die Flottenvorlage hat gezeigt, daß der Süden (bayrisches Zentrum und süddeutsche Volkspartei, also die größten Gegner unter einander) fest geschlossen und einträchtig gegen das Wohl des Reiches gestimmt hat. Bayern hat noch nicht Bismarcks Erwartung erfüllt, daß es freiwillig auf seine Reservatrechte verzichten werde, die ihm bloß unter dieser Voraussetzung zugestanden worden waren. Bismarck wollte den Druck bei den Novemberverträgen des Jahres 1870 vermeiden, dem sich Bayern wohl oder übel hatte fügen müssen. Jetzt ist Bayern sogar ohne staatsrechtlichen Anhalt das Haupthindernis zur Ausführung und Ausgestaltung der Reichsverfassung. In Gemeinschaft mit Sachsen hat es die Übertragung der Staatsbahnen auf das Reich verhindert. Gegenwärtig will es eine ungerechtfertigte Sonderstellung bei der Kriegsgerichtsbarkeit. Das süddeutsche Postregal ist ein Hohn auf die Verkehrseinheit des Reiches. Auch nachdem das Bürgerliche Gesetzbuch rechtskräftig geworden ist, versucht Bayern verfassungswidrig seinen bisherigen obersten Gerichtshof zu verewigen, während Preußen schon jetzt die

rein preußischen Gerichtsfachen bescheiden einem Oberlandesgericht (Kammergericht zu Berlin) übertragen hat. Somit läßt sich der bayrische Sonderdünkel nicht leugnen, und bedauerlicherweise hat er seit Bismarcks Weggange noch zugenommen.

Der Bayer sieht mit Stolz auf das kunstgeschmückte München und vergleicht damit geringschätzig das Aschenbrödel Berlin. Freilich vergißt er, daß Ludwig I. nur durch die Vernachlässigung seines niemals vollzähligen Heeres die Mittel zu seinen großartigen Bauten gewann und somit die Wehrlosigkeit des Deutschen Bundes gegenüber dem Auslande mitverschuldete. Währenddem trug Preußen die schwere Kriegsrüstung, der das neue Reich ausschließlich zu danken ist. Mit der Pflege von Kunst und Wissenschaft erhebt man kein Volk aus politischem und wirtschaftlichem Verfall. Derbere, aber auch stärkere und wesentlichere Lebenskräfte müssen entfaltet werden, um dieses größere Werk zu vollbringen. Das Volk der Dichter und Denker war ein armseliges Geschlecht, der Spielball des ihm doch an geistigen Fähigkeiten nachstehenden Auslandes. Nüngst hat noch der amerikanische Generalkonsul in Leipzig das zweifelhafte Loblied auf den Geist des deutschen Volkes gesungen. Er irrt sich übrigens, wenn er sagt, daß darauf die Freundschaft zwischen Amerika und Deutschland begründet sei. Auch hat er geschichtswidrig unterschlagen, daß in Amerika das Drittel der Bevölkerung, in dessen Adern deutsches Blut fließt, von dem englisch-irischen Stamm unterdrückt wird. Auf dieser Blutsgemeinschaft beruht die Verbindung. Die deutsche Bildung erobert Amerika nicht; aber die deutsche Faust wird sich auch jenseits des Weltmeeres ihr Recht zu wahren wissen.

Bei dem antinationalen, dynastischen Widerstande gerade Bayerns ist man in Berlin auf den unheilvollen Ausweg verfallen, nun auch den preußischen Standpunkt zu betonen. Reichseisenbahn, Reichspost und Reichszollverwaltung sind unabwiesbare Forderungen des Reichs, mögen auch die Finanzminister der einzelnen Staaten ungern die Einnahmen missen. Nur auf diesem Wege ist die Reichseinheit, die allzusehr nur auf dem Papiere steht, thatsächlich zu verwirklichen, ohne daß dem kaum nationalen Sonderinteresse der Bundesstaaten Abbruch geschieht. Das verfassungsmäßige Recht steht auf seiten des Reichs. Aber in Berlin ist Stillstand eingetreten, und die rückläufige Bewegung wird in München weidlich ausgenutzt. Ein Zwang im Bundesrate durch Mehrheitsbeschlüsse wird seine Wirkung nicht verfehlen. Zu etwas müssen die sonst bedeutungslosen Kleinstaaten doch nütze sein. Daß die Kleinstaaten die doppelten Verwaltungskosten trotz schlechterer Beamtengehälter und geringerer Leistungen auf staatlichem Gebiete aufzuwenden haben, ist bekannt und läßt sich aus jedem Staatshaushalt nachweisen. Es ist sogar eine Pflicht einer weisen Regierung, diesen Kleingebilden nach Möglichkeit solche Aufgaben abzunehmen, die sie nicht mehr oder nur unvollkommen erfüllen können. Der Süden trägt in der Verwaltung noch ein großstaatliches Gepräge; aber es kommt dem Steuerzahler

auch teuer zu stehen. Beschränken sich die Regierungen der Bundesstaaten auf die innere Verwaltung, so bleibt ihnen noch genug übrig. Handel und Verkehr sind Reichssache; die Verwaltung der Kleinstaaten wirkt hier nur hemmend.

Das Reich bevorzugt die Süddeutschen in seinem Dienste, was für die übrigen Staatsangehörigen nicht immer angenehm ist; aber die Dankbarkeit des Südens dafür ist gering. Gerade das Auswärtige Amt nimmt gern Bayern, und was ist der Lohn des dadurch geehrten Staates? Eine zur Farce gewordne Diplomatie Bayerns im Auslande, in der sonst ganz tüchtige Kräfte durch Nichtsthun und Salonleben verkümmern. Dabei wird das Ansehen des Reichs und des Deutschthums geschädigt, wenn einflußlose bayrische Gesandten und Ministerresidenten als gesellschaftliche Schmuckstücke in den europäischen Hauptstädten erscheinen. Man erzählt leider wahre Anekdoten über die diplomatische Thätigkeit dieser bayrischen Vertreter, die für tüchtige Beamte beschämend sein müssen. In Deutschland selbst mögen sich die Mittelstaaten diesen dynastischen Scherz erlauben, da er keinen Schaden stiftet, wenn er auch unnützes Geld kostet. Im Auslande kann er gefährlich werden. Wir erinnern an die Unterhandlungen Ludwigs II. mit den Orléans. Was unter einem geisteskranken König harmlos war, kann sich in schwerer Stunde gefährlich wiederholen. Die napoleonische Zeit mit dem Rheinbunde liegt noch kein Jahrhundert hinter uns zurück. Festigen wir beizeiten das Reich; die Eigentümlichkeit und die Kunstblüte des Südens sollen hierdurch nicht gehindert werden, sie sollen sich vielmehr unter dem starken Reichsschutz mit doppelter Kraft entfalten.

Die süddeutsche Abneigung wurzelt in der Verwechslung des Reichs mit dem Preußenthum. Preußen hat gewiß im Süden nichts zu suchen, aber die gemeinsamen Reichseinrichtungen können doch auch nicht als preussische Veranstaltungen angesehen werden. Nur die Böswilligkeit eines Dr. Sigl, der aus seinem leider noch volkstümlichen Preußenhaß ein bezahltes Preßgewerbe macht, kann solche Unterstellung wagen. München hat gern die Schack'sche Galerie als kaiserliches Eigentum behalten, ebenso wie den kostbaren Stamm der alten Pinakothek, die ursprüngliche Düsseldorfer Sammlung, die nicht persönliches Eigentum der wittelsbachischen Herzöge von Berg, sondern Staatsbesitz war. Preußens Unterlassungssünde besteht in der Geringschätzung der alten Reichserinnerungen, die im Süden noch lebendig sind. Die Hälfte Süddeutschlands bestand beim Zusammenbruch des alten Reichs aus unmittelbaren Städten und Standesherrschaften. Kaiser Friedrich hat sich mit klugem Verständnis im Süden nur als den Kronprinzen des Deutschen Reichs gefühlt. Er war auch durch die Vergangenheit mit der mühsamen und oft ungelohnten preussischen Vorarbeit zur Erneuerung des Reichs, die der alte, hochselige Herr nicht verrichten konnte, persönlich nicht verbunden. Wir sind ja Zeugen der Volkstümlichkeit des Kronprinzen gewesen, ehe das heimtückische Leiden ihm die

Dornenkrone des edeln Dulders auf das Haupt drückte. Nicht das kraftvolle Preußen, die Vormacht Deutschlands, ist im Süden beliebt, sondern der einst freilich nur flitterhafte und morsche Glanz des alten Reiches hat auch um das noch kleinere, aber stärkere neue Staatswesen einen idealen Schimmer gewoben, dessen Wert nicht zu unterschätzen ist. Staatsrechtlich und auch rein thatsächlich beruht die Stärke Deutschlands freilich nicht mehr auf dem Reich, sondern auf der Lebenskraft der preußischen Großmacht und der Mittelstaaten. Die Kleinstaaten sind jetzt wenigstens kein Hindernis mehr für das Reich, wenn ihr Anteil an der nationalen Entwicklung auch immer bescheidner wird und sich schließlich auf die Rekrutengestellung beschränkt. Aber eine allgemeine Mitarbeit des Südens zu Reichszwecken ist eben nur durch das Mittel des Reichs möglich, soll dieses nicht wieder aus den Fugen gehen, wie schon einmal, wo es formell sogar noch besser gefestigt war. In Berlin hat man sich zu dieser Einsicht noch nicht emporgeschwungen und glaubt, durch Schonung des ungeschichtlichen und durchaus nicht einheitlichen Königreichs die störrischen süddeutschen Herzen zu gewinnen. Man läßt sich im Süden die Rücksicht wohl gefallen, schimpft weiter auf den „verfligten Preiß“ und giebt dem Kaiser nicht, was des Kaisers ist; denn er erscheint bloß als der König von Preußen, dem man sich als kleiner Gernegroß ebenbürtig dünkt. Die Folgen dieses Verhaltens liegen gegenwärtig klar zu Tage, der Süden ist nicht mehr so reichsfreundlich wie früher, und der unberechtigte Preußenhaß ist gewaltig gewachsen, ob schon keine unfreundliche preußische Maßnahme offiziell erfolgt ist. Die persönlichen Reibungen an den höchsten Stellen entziehen sich der öffentlichen Beurteilung und beruhen wohl viel auf Mißverständnissen, die ernstlich die Staatsleitung nicht beeinflussen dürfen.

Sieht es innerhalb der Reichsgrenzen im Süden vom nationalen Standpunkt nicht allzu rosig aus, so sieht es noch trüber in den andern deutschen Bezirken am Fuße der Alpen aus. Der Weg soll uns durch Tirol und die Schweiz führen. Die bayrischen Tiroler und die alemannischen Schweizer waren sich bis jetzt ihrer besondern Stammesgemeinschaft mit ihren Volksgenossen im Reiche nur wenig bewußt. Der Verzweigungskampf der Tiroler im Jahre 1809 wurde gegen bayrische Bajonette geführt, und man kann nicht behaupten, daß die Bayern menschenfreundlich im Lande gehaust hätten. Trotz dieser Thatfachen hat die verhängnisvolle Slawenpolitik der österreichischen Regierung auch hier der Erkenntnis des gemeinsamen Volkstums Bahn gebrochen. Ein großer Teil der Tiroler fühlt sich jetzt mit Stolz als Deutsche, und weder die angestammte Treue gegen das Erzhaus noch der blinde Gehorsam gegen die alleinseligmachende Kirche können diese natürliche Empfindung mehr bannen. Freilich darf man sich nicht über die Tiefe dieses Gefühls in der Volksmenge täuschen. Die geisttötende Jesuitenpolitik hat zu starke Wurzeln in dem gottesfürchtigen Lande geschlagen, als daß der

undeutsche Sinn des zum Teil italienischen Klerus ohne Einfluß auf die Volksstimmung bleiben sollte. Der etwas unzeitgemäß gewordne Bannstrahl des Trienter Bischofs in Welschtirol gegen die deutsche Bozener Zeitung und die Protestversammlung der aufgewiegelten Bauern gegen dieses Blatt, der sich grobe Ausschreitungen gegen harmlose Veranstalter der üblichen Sonnenwendfeuer anschlossen, sind üble Zeichen einer deutschen Gefinnung. Selbst die uralte germanische Volksfeste des Johannisfeuers, die die Kirche klug geduldet hat, wurde den verdummten Bauern als deutsch-nationale Veranstaltung anstößig, da liberalerseits das Entfachen der Holzstöcke auf den stolzen Berghäuptern als Sinnbild der deutschen Freiheit gedeutet wurde. Sicherlich ein durchaus harmloser Vorgang, wovon wir selbst Zeugen gewesen sind. Trotzdem unterfingen sich deutsche Tiroler, selbst zufällig anwesende reichsdeutsche Zuschauer mit den alten Freiheitsstuten zu bedrohen, als ob die Kirche durch die von ihr gebilligte Feier bedroht gewesen wäre. Zweifellos lag die gemeinste demagogische Hege des Klerus vor, wogegen die vielleicht unangemessene Haltung des Bozener Blättchens ein Kinderspiel war.

Die gewaltige Alpennatur, der gegenüber sich der Mensch so klein und hilflos fühlt, wirkt ja auf den schlichten Sinn der in abgelegnen Thälern und auf einsamen Almen zerstreuten Bevölkerung und erzeugt ein tiefes religiöses Gefühl. Mag auch ein Teil der Geistlichkeit diese reine Gottesfurcht zu eigennützigen Zwecken zum Schaden des eignen Volkstums mißbrauchen und Haß zwischen den einzelnen Volkskreisen säen, so muß man doch mit dieser innigen religiösen Überzeugung rechnen und die Gefühle der Gotteseinfalt schonen. Der Liberalismus hat hier schwer geirrt, wenn er glaubte, die Kirche durch politische Ideale zu ersetzen. Auch hat er das Band des gemeinsamen Volkstums lange Zeit unterschätzt. Nun gilt es, die tiefe Kluft zu überbrücken, die beide Lager scheidet. Die aufgeklärten Geister mit warmem nationalem Gefühl und das schlichte, beschränkte Volk, dem die Kirche über alles geht, stehen sich feindlich gegenüber. Die Kirche hat klug durch unzählige Feiertage und einen rührenden Mangel an Unterricht das arme Volk der Äpler in feste Banden geschlagen. Das Wort der Vernunft und der nationale Weckruf finden taube Ohren.

Andererseits schreitet der nationale Gegner, der Italiener, auch wirtschaftlich rasch vorwärts, nachdem er seit einem Jahrhundert die Kirche gewonnen hat. Über Innsbruck hinaus findet man nordwärts überall italienische Arbeiter, die mit ihrer Anspruchslosigkeit den behäbigen Deutschen verdrängen. Das arme Bettlervolk nimmt jede Arbeit. Das Hoffsystem mit dem streng durchgeführten Auerbenrecht hindert auf deutschem Volksboden außerdem die Zunahme der Bevölkerung, während sich die besitzlosen Italiener schnell vermehren und die hohe Obrigkeit für das Fortkommen der Sprößlinge sorgen lassen. In den Grenzbezirken richten Regierung und Geistlichkeit zuvorkommend italienische Schulen und Gottesdienste ein, und so schreitet die Italienisierung vom Gardasee

aus, dessen Nordufer einst kerndeutsch war, unaufhaltsam fort. Schädigend wirkt auch noch eine anscheinend harmlose Abart der Latifundienbildung. In Südtirol, an der Sprachgrenze im gesegneten Gartenlande um Bozen und Meran fiedeln sich reiche Leute, auch Reichsdeutsche, an, indem sie einen der zahlreichen kleinen Edelstzge mit den alten Schlössern erwerben. Nach den Begriffen aus der deutschen Ebene ist das Besitztum ein kleines Gütchen. Aber der bescheidne Bodenumfang ernährt als Nebberg vielleicht ein Duzend Winzerfamilien, während nunmehr aus der eindringlichsten Gartenkultur ein herrschaftlicher Park entsteht, ohne jeden Nugwert. Bitter beklagte sich bei uns ein deutschgesinnter Tiroler aus dem Volke über diese Enteignung, obgleich sie nicht gewaltsam erfolgt und den kleinen Verkäufern sogar noch ein hübsches Geld einbringt. Aber sie wirkt national verderblich. Die Bequemlichkeit der Landesregierung selbst verringert noch die Ertragsfähigkeit des Bodens. Gerade mitten in diesem hochkultivirten Landstrich, im Überschwemmungsgebiet der Etsch, sieht man weite Strecken Ödland, die bei einer geschickten Entwässerung die saftigsten Wiesen geben würden. Jetzt sind es verrottete Erlenbrüche. Natürlich würde die Urbarmachung zunächst beträchtliche Kosten erheischen, die die Privateigentümer nicht tragen könnten. Aber der Staat hat doch ein Interesse daran, die schon an sich beschränkten Nahrungsstellen in ihrer Zahl für die wachsende Bevölkerung zu erhöhen. Es ist das sogar eine besondre nationale Forderung zur Erhaltung des Deutschtums. Aber vielleicht rechtfertigt gerade dieser Umstand die Unthätigkeit der Regierung, die sonst landwirtschaftlich keineswegs müßig und unverständlich ist.

Während es geschichtlich feststeht, daß nicht nur ganz Südtirol deutsch ist, sondern das Deutschtum bis über Verona, das Bern der deutschen Sage, gereicht hat, giebt man sich bei der Regierung den Anschein, als ob man an das fremde Volkstum der sogenannten Welschtiroler glaube. Freilich hat ja gerade die allezeit undeutsche österreichische Regierung seit Jahrhunderten Südtirol absichtlich verwelscht, indem es das deutsche Land der Lombardei gleichstellte und hier wie dort mit Hilfe der Geistlichkeit das unsichere italienische Element stärkte. Jetzt erntet Österreich den Dank seiner Italienisirung. Die Welschtiroler fühlen sich als Italiener und verlangen Anschluß an ihren größten Feind, Italien. Freilich von einer Regierung, die das 1815 Graubünden abgenommne deutsche Beltlin zur Lombardei schlug und italienisch verwaltete, kann man kein nationales Empfinden verlangen. Die Auffassung eines Deutschböhmen erscheint beinahe gerechtfertigt, daß man in Österreich selbst an höchster Stelle die Monarchie absichtlich slawisire und verwelsche, um den ehemals deutschen Bissen dem neuen Deutschen Reiche zu verleiden. Man verzweifelt also selbst an der Einheit des habsburgischen Staates, den allein das Deutschtum zusammenhalten kann. Bildet sich erst ein Staatenbündel, wie das bei Ungarn und Galizien schon geschehen ist, so wird freilich die

ationale Anziehungskraft Rußlands und Italiens so groß sein, daß die außerdeutschen Lande rettungslos den heutigetigen Nachbarn verfallen, was uns Deutschen einerlei sein könnte, befänden sich unter den Länderbrocken nicht weite deutsche Landstriche, wie Welschtirol, die Bukowina und die Länder der sogenannten Wenzelskrone. Welschtirol ist am meisten gefährdet, da man an leitender Stelle das Land als fremdes Sprachgebiet ansieht, obwohl man erst künstlich diese Sprachtrennung zwischen Nord und Süd mit kirchlicher Hilfe geschaffen hat. Nun pocht die Italia irredenta an die Thore Tirols. Zur Abwehr verwelscht man amtlich das Land lustig weiter. Die Beamten verstehen in Welschtirol kaum deutsch; alle Bekanntmachungen sind italienisch, und der deutsche Reisende, der fast allein das ungastliche Land besucht, muß im eignen deutschen Land italienische Aufschriften studiren. Ergötzlich ist es nur, wenn der Deutsche in seiner Muttersprache seinem Unmute über diese Mißwirtschaft deutlichen Ausdruck giebt. Denn mit einemmal versteht dieser Italiener aus Welschtirol das verhaßte Deutsch und antwortet sogar in dieser verachteten Sprache. Dieses sich selbst verraten stimmt schlecht mit dem officiellen Welschtum der Südtiroler überein. Freilich, die italienische Bettelhafteit macht sich dafür auch schon nördlich vom Gardasee breit; ein bedenkliches Zeichen, daß der sonst so stolze deutsche Sohn der Berge, wo der Zwergkönig Laurin seinen Rosengarten auf schwindelnder Dolomitenhöhe hütet, zum italienischen Trinkgeldjäger hinabgesunken ist.

Es sei erlaubt, an diesem Orte darauf hinzuweisen, welcher Unterschied zwischen der Lombardei im alten Sinne und Venedig besteht. Nur Venedig ist von ganz Oberitalien von der deutschen Überflutung verschont geblieben. Die deutsche Einwanderung hat bis über die Hohenstaufenzeit gedauert, sodaß kaum noch romanisirte Kelten im Lande geblieben sind. Die nationale Schwäche und mangelnde Widerstandskraft haben allein neben der ungeschickten kaiserlichen Politik, die das trotzige aufstrebende Bürgertum nicht für seine Zwecke zu gewinnen wußte, dem Polande den romanischen Firnis gegeben. Die Lombardei ein fleißig angebautes, hochentwickeltes Kulturland; Venedig trotz der vergangen Handelsherrlichkeit ein elendes Bettlervolk. Tizians vollbusigen, blonden Frauengestalten von hohem Wuchs sind keine venetianischen Schönheiten, sondern die germanischen Töchter des langobardischen Festlands, das sich die Lagunenstadt beim Verfall der kaiserlichen Gewalt langsam, aber unaufhaltsam unterworfen hatte, nachdem die deutschen Edeling und Stadtfürsten, wie die Scaliger, Visconti und Este besiegt waren. Noch heute haben wir dieses unverfälschte Bild der Nationalitätencheidung. Aber selbst auf deutschem Boden ist man sich dieser langsamen Entdeutschung alten germanischen Volkshodens nicht mehr bewußt und läßt das feindliche Romanentum über die Grenze bis tief in die deutschen Alpenthäler dringen.

Mag man auch den Parteistandpunkt der liberalen Tiroler nicht teilen,
Grenzboten IV 1898

so muß man doch ihren klerikalen Gegnern als schlimmen Volksfeinden mit den schärfsten Waffen entgegen treten. Der national gesinnte Deutsche Österreichs sieht hilfeheischend über die Grenze, und unsre nationale Pflicht ist es, unbekümmert um völkerrechtliche Bedenken, die bloß die beiden Regierungen angehen, den bedrängten Brüdern unsre offene Teilnahme zuzuwenden. Zur Zeit ist eine Einmischung ausgeschlossen, und es ist noch anzunehmen, daß den Tirolern die Abwehr gelingt. Die Kirche wagt schon jetzt nicht mehr, offen gegen das eigne Volkstum aufzutreten. Vielleicht bleibt die Rückwirkung auf Welschtirol nicht aus. Freilich der Bischofssitz in Trient mit der italienischen Priesterschaft muß einem deutschen Orte weichen, soll nicht die Allmacht des Klerus im deutschfeindlichen Sinne weiter gemißbraucht werden.

Zum Schlusse möge ein bezeichnendes Stücklein der vielsprachigen österreichischen Liebenswürdigkeit oder richtiger antideutschen Anmaßung der fremden Völkerschaften folgen. Die Wagen der Südbahn, die das ungarische Staatsgebiet nur innerhalb der italienischen Zone am Adriatischen Meere berührt, sind natürlich mit ungarischen Bekanntmachungen neben den deutschen geschmückt, denen sich gelegentlich auch italienische anschließen. Ja sogar die Bahnhöfe weisen ungarische Anschläge auf mitten in den deutschen Alpen Tirols! Stolz kann sich der lächerliche Dünkel der transleithanischen Reichshälfte nicht zeigen. Als würdiges Gegenstück enthalten sämtliche bayrischen D-Wagen die Wörtchen *non sponsari* (Nicht herauslehnen), weil einige Durchgangswagen bis Verona und Rom fahren. Die Fahrgäste sind fast ausschließlich Deutsche, fast nie Italiener. Die entsprechenden italienischen Wagen führen natürlich keine deutsche Aufschrift, obwohl sie deutsche Reisende nach Deutschland bringen. Ja es ist eine schöne Sache um den deutschen Nationalstolz, selbst im neuen Reiche. Die großen deutschen Durchgangsstationen wimmeln besonders in Baden und im Elsaß von fremdsprachigen Übersetzungen zum Verständniß der Ausländer. In Oberitalien, wo man in den Reisezeiten fast nur deutsch auf der Eisenbahn hört, findet man kein deutsches Wort, wenn sich auch auf dem Markusplatz in Venedig am Abend mehr Deutsche als Italiener ergehen. Die Italiener handeln nur folgerichtig. Wer nach Italien reist, muß wenigstens notdürftig der Landessprache kundig sein. In Deutschland versteht dafür fast jeder ein Bißchen von den fremden Sprachen und bemüht sich, das den Fremden zu beweisen.

Am schlimmsten steht es freilich mit dem Nachbarland Tirols, der Schweiz. Zwar hegt hier kein undeutlicher Klerus das bethörte Volk gegen die deutsche Bildung auf; auch findet der demokratische Freisinn des Reiches die gesinnungstüchtigsten Parteibrüder von rauhester Lebensart wieder, die das Herz Richters und Bayers erfreuen müßten. Mit Genugthuung ruft der Schweizer es auf allen Gassen, daß drei verschiedene Nationen friedlich zusammen haufen und ein verderblicher Sprachenstreit keine Stätte in der freien Schweiz finde. Doch

wie greulich verwandelt sich diese Schilderung in ein schmähtiches Zerrbild nationaler Entartung und nationaler Selbstentwürdigung. Erstaunt hört der Geschichtskundige von den drei Nationen in der alemannischen Schweiz. Genf ist freilich als burgundische Stadt früh romanisirt und als thatsächlich französisch anzusehen. Bei den übrigen sogenannten französischen Kantonen kann man sich dagegen durch den Augenschein von der noch jetzt fortschreitenden Verwelschung dieser einst rein deutschen Landschaften überzeugen. In Tessin liegen die Verhältnisse ähnlich. Auch dort ist erst seit einem Jahrhundert die italienische Sprache siegreich vorgeedrungen. Der Schweizer war, abgesehen von seiner Heimatsliebe, als echter Deutscher jederzeit ein vaterlandsloser Geselle, der seine Waffentüchtigkeit jedem Geldgeber zur Verfügung stellte. Diese Landsknechtsgefinnung befeelt noch heute die Schweiz, deren Unabhängigkeit lediglich die Eifersucht der Großmächte gewährleistet. Sonst hätte sie sich längst die edle Schwesterrepublik einverleibt, wie einst während der großen Revolution, wo sie im Namen der Völkerfreiheit einfach von Frankreich vergewaltigt wurde.

Wenn es nicht unhöflich wäre, könnte man leicht versucht sein, die unwürdige Haltung der Schweizer dem Franzosentum gegenüber mit einem geprügelten Hunde zu vergleichen, der, je mehr Schläge er erhält, desto mehr seinen strengen Herrn liebkost. Es dürfte lehrreich sein, den Gründen dieser elenden Erscheinung nachzugehen. Das Schweizerdeutsch ist keine besondere Mundart, sondern ein entartetes Hochdeutsch. Es giebt wohl eine Sprechweise des Prätigau, des Aechtlandes usw., aber keine allgemeine Schweizer Mundart. Sprachlich ist die Schweiz alemannisch. Seit der Trennung vom Reiche im Jahre 1648 hat sich diese Mundart wohl besonders entwickelt, aber es, im Gegensatz zum Holländischen, zu keiner Schriftsprache gebracht. Unsere hochdeutsche Schriftsprache ist auch für das Schweizerdeutsch maßgebend. Thatsächlich entspricht aber die Rede nicht der Schrift. Handelte es sich nur um eine mundartliche Abweichung, so wäre diese eigne schweizerische Art höchst erfreulich. Leider ist es aber eine Entartung, und der Schweizer ist sich dieser Thatsache wohl bewußt. Wie bei uns im vorigen Jahrhundert die Muttersprache schimpflicher Weise so verachtet war, daß sich die Gebildeten des Französischen in nationaler Gleichgiltigkeit bedienten, so dauert diese Unsitte in der Schweiz fort, und deutsch ist zur Hausknechtssprache hinabgesunken. Die deutschnationale Gefahr liegt gerade in dieser Begünstigung des Französischen in den gebildeten Kreisen, denn jeder Mann aus dem Volke strebt natürlich diesem unrühmlichen Vorbilde nach. In jedem Laden, in jeder Gaststube hat man zunächst Bon jour Mr., excusez Mr., merci beaucoup Mr. usw. zu ertragen, womit freilich auch der Wortvorrat dieser falschen Franzosen erschöpft ist. Jede Speisekarte in der elendesten Wirtschafft ist französisch, obschon in den mittlern Kneipen die Kost allzu deutsch ist.

Das Volk der Landsknechte dient jetzt freilich den Fremden, die die Schweiz wegen ihrer Naturschönheiten besuchen. Mit Rücksicht auf den Geldbeutel könnte dann die Verachtung des eignen Volkstums, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch erklärt werden. Aber dies ist weit gefehlt. Die Mehrzahl der Bergsteiger sind Deutsche, dann kommen Engländer und Amerikaner, und schließlich in verschwindendem Maße die geliebten Franzosen, die als Romanen die Bequemlichkeit der Städte und Bäder mehr lieben, als daß sie Sinn für die gewaltige Alpennatur hätten. Wir Reichsdeutschen füllen die Börse der Gastwirte und Eisenbahnen; aber wir kommen ja doch und sind auch zu bescheiden, als daß wir dem kindlichen Franzosenpuk entgegenträten. In den guten Berner und Luzerner Familien wird fast immer französisch gesprochen, und deutsche Diplomaten müssen zu dieser Vermittlungssprache ihre Zuflucht nehmen, um ihre eignen schweizerischen Volksgenossen überhaupt zu verstehen, wie reizvoll auch die alemannische Mundart sonst ist. Ein erbärmlicheres Armutszeugnis kann sich die Schweiz überhaupt nicht ausstellen, als daß sie bei einem fremden Volke ihre Umgangssprache entlehnt.

(Schluß folgt)



Hundert Jahre Landwirtschaft in Deutschland

(Schluß)



ie Krisis war keine „Not der Landwirtschaft,“ da, wie wir gesehen haben, die Bauern*) davon nicht betroffen wurden, sondern nur eine Not vieler Rittergutsbesitzer. Natürlich wurden außer dem Bülow'schen noch andre Rettungsvorschläge produziert, wenn auch nicht in solchen Massen wie in unsrer heutigen schreibwütigen Zeit. E. von Knobloch schlägt 1830 in der genannten Broschüre eine „Guterhaltungsanstalt“ mit einem „Erhaltungsrat“ vor. Da dieser Vorschlag nicht der Geschichte der Ereignisse, sondern nur der Geschichte der Projekte angehört, so interessieren die Einzelheiten heute nicht mehr. Dagegen wollen wir aus seiner Darstellung der Ursachen der Krisis, die im allgemeinen mit den schon angeführten Darstellungen übereinstimmt, zwei Punkte herausheben.

*) Die erwähnten unglücklichen Litauer wurden nicht erst durch eine Preiskrisis ruiniert, sondern durch den Zwang zu Geldleistungen an den Staat, während einerseits die Landwirtschaft, in der sie bis dahin gelebt hatten, ihnen gar kein Geld zuführen konnte, andererseits der Krieg ihnen alles Geldwerte, namentlich das Vieh, geraubt hatte.